

Die Ermordung Rauschs.

Der Kommunistenprozeß.

Beipzig, 14. Febr. Der vierte Verhandlungstag des Staatsgerichtshofes im Kommunistenprozeß beginnt mit dem Aufruf des Hauptteils der Zeugen, die sich nicht wie das bei einem reichlichen halben Duzend der Fall ist, in Straf- oder Untersuchungshaft befinden. Die meisten der heute Ausgerufenen werden angewiesen, Freitag, 20. Februar, wieder zu erscheinen.

Im Zusammenhang mit der weiteren Vernehmung des Hauptangeklagten Felix Neumann wird ein von diesem an „Helmuth“ gerichtetes Schreiben verlesen, in dem eine Erklärung des Stats der Neumannschen Gruppe von 600 auf 900 Dollar verlangt wird.

Die Frage des Präsidenten Riedners, wann und von wem der Anschlag auf Seckel offiziell abgelehnt worden sei, beantwortet der Angeklagte dahin, das sei am 18. oder 19. Dezember durch Brandler in dessen Wohnung, und zwar in Gegenwart „Helmuths“ geschehen. Der vom Präsidenten ausgedrückten Vermutung, daß Brandler dabei auf unmittelbare Anweisung Klabeks gehandelt habe, widerspricht Neumann mit Darlegungen, die darzutun sollen, daß auf der Dresdner KPD-Konferenz, auf der „Karlchen“ (Klabek) als Abgeordneter Wostaus die deutschen Kommunistenkapitel (wegen des Hamburger Ausschusses und sonstiger Mißerfolge) abgekanzelt und die Zentrale nach Berlin zurückgelagt habe, der Fall unmöglich erörtert sein könne. Durch Klabeks Hinweis, Neumann bettelte mit der roten Aufschrift: „So nicht hat die Revolution! (Wand der roten Fahnen) anfertigen lassen. Diese hätten noch seiner heutigen Darstellung am Orte des eventuellen Attentats auf Seckel niedergelegt werden sollen. Hier haben die Verteidiger ein, um die Frage der Ernstlichkeit von Neumanns Attentatsplänen abermals zu berühren.

Unter Uebergehung der Fälle der Großindustriellen Hugo Stinnes und von Vorß sowie der Dienstadt Anna, Jehnplund, in denen dem Angeklagten ebenfalls Beteiligung an Mordplänen zur Last gelegt wird, beschränkt der Vorsitzende die Verhandlung weiterhin auf die Ermordung des Friseurs Rausch. Von Dr. Riedner eindringlich ermahnt, streng bei der Wahrheit zu bleiben, erklärt Neumann, seine heutigen Aussagen würden sich im wesentlichen mit den in der Voruntersuchung gemachten decken, und diese entsprechen der Wahrheit. Auf den Befehl „Helmuths“, Rausch und ein weibliches Parteimitglied wegen Verrats zu „erledigen“, habe er sofort entgegnet, er müsse sich das Recht einer Nachprüfung der gegen jene beiden erhobenden Anschuldigungen vorbehalten.

In Sachen Rauschs sei ihm von zwei Funktionären Krenz und dem Angeklagten Mayer im einzelnen mitgeteilt worden, Rausch habe den damals von Quapp geleiteten Reichsjustizdienst sowie den Verleger des Anschlagers auf das Regierungsgebäude von Hannover hochgehen lassen und außerdem verschiedene Waffenschlager der Polizei verraten. Für den Spitzcharakter Rauschs habe er dann selbst Beweise erlangt. Er sei dann also zu dem Entschluß gelangt, ihm einen „Denkzettel“ zu geben; weiter sei seine Absicht nicht gegangen, was er seinen Gehilfen freilich nicht eingestanden habe.

Neumann schildert das Hin und Her, das sich bis zu dem Moment abspielte, den er mit den Worten beschrieb: „Als Rausch (im Hausflur des Hauses in der Oberberger Straße, in dem er wohnte, D. Ver.) zwei Meter von mir entfernt war, da — hoch ich auf ihn...“

Nach diesem zuletzt nur noch mit halber Stimme gesprochenen Satz setzt sich der Angeklagte und sinkt augenscheinlich von plötzlicher Schwäche überwältigt vornüber. Ein Justizwachmeister reicht ihm ein Glas Wasser, doch erst nach einigen Augenblicken hat sich Neumann soweit gesammelt, daß er trinken kann. Nach einer Weile strafft er sich wieder, steht auf und tritt hinter seinen Stuhl, um in seiner gewohnten Haltung den Hergang der Blutthat genauer zu verdeutlichen.

Die Pistole habe er so gehalten (gegen die linke Brustengegend Rauschs), daß er habe annehmen dürfen, der Schuß habe „keine edleren Teile verletzt“. Auf eine ihm unbewußte Art sei dann mit einem Male ein zweiter Schuß losgegangen, und dieser habe nun tiefer als der erste getroffen. Wegen die vom Vorsitzenden zitternde eidliche Aussage des lebensgefährlich Verwundeten, Neumann habe nach diesem zweiten Schuß ausgerufen: „So, du Nazi! Das ist für dich!“, verwarf sich der Angeklagte mit leidenschaftlicher Erregung. Er wolle dem Toten nicht zu nahe treten, aber jene Aeußerung präge seiner Tat den Stempel einer Rohheit auf, die seinem ganzen Wesen durchaus fremd sei.

Gegen den Einwand des Präsidenten Dr. Riedner, daß die Gleitrichtung des ersten Schusses denn doch mit der Beugung der Totungabsicht nicht gut vereinbar sei, versichert Neumann er als Vate habe geglaubt, daß ein Schuß bei angegebener Richtung nicht tödlich wirken könne, und überdies habe er für die Tat von den in seiner Tasche mitgeführten Faustfeuerwaffen absichtlich nicht die neummillimetrige Parabellumpistole, sondern die Walther-Pistole, Kaliber 7,65 benutzte.

Den wiederholten Bemerkungen des Staatsanwalterbüros Dr. Goldstein, dem Angeklagten eine Darstellung zu suggerieren, nach der der Oberstentellenschuß der erste, das heißt gezielte Schuß gewesen wäre, feigt Neumann die Erklärung entgegen, daß er unbedingt bei der Wahrheit bleiben wolle.

Gerichtsmedizinik Dr. Dyhrenfurth-Berlin entwickelt kurz den Obduktionsbefund, nach dem das zwei Monate zehn Tage nach dem Attentat erfolgte Ableben Rauschs darauf zurückzuführen ist, daß abgefehltes Blut aus dem zerfallenen Lebergewebe in die Brusthöhle durchdrang. Rechtsanwalt Dr. Goldstein spricht, gestützt auf gewisse Indizien, von der Möglichkeit, daß der Tod Rauschs unmittelbar durch Vergiftung verursacht worden sein könnte.

Nach dem Attentat hat Neumann auf verschiedene Weise häßliches Interesse für das Schicksal seines Opfers bekundet. Auf eine Bemerkung „Helmuths“, für ihn sei die Angelegenheit Rausch „noch nicht erledigt“, weil der Mann ja „noch nicht tot“ sei, will der Angeklagte mit der nachdrücklichen Versicherung reagiert haben, daß er in dieser Sache keinen Finger mehr rühren werde.

Den Inhalt der heutigen Sitzung bildet der Inhalt eines den individuellen Fehler bejahenden Rundschreibens der KPD-Zentrale: Zweifel an der Echtheit dieses Schriftstückes, die den Vorsitzenden an einem der vorausgegangenen Verhandlungstagen bezwogen haben, das Dokument nicht verlesen zu lassen, sind mittlerweile durch Zeugnisse aus den Reihen der Kommunisten selber behoben worden.

Urteil im Himmelsbach-Prozeß.

Kreiskraus des Angeklagten Kernbach

Der Prozeß gegen den Redakteur Kernbach, welcher schwere Verleumdungen gegen die Firma Himmelsbach wegen der Abholzungen in der Pfalz erhoben hatte, ging

zu Ende. Der Angeklagte wurde auf Kosten des Klägers Himmelsbach freigesprochen, nachdem in einer längeren Urteilsbegründung das Gericht der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß weder eine tatsächliche noch eine formale Verleumdung des Klägers vorliege. Außerdem sei dem Angeklagten in vollem Umfang der Schutz des § 103 zuzubilligen. In der Urteilsbegründung heißt es:

Es war zu prüfen, ob die Vorwürfe, die in den acht Artikeln des „Holzmarktes“ enthalten sind und zur Anklage standen, als strafrechtlich zu ahnden auf Grund des § 186 anzusehen sind. Zweifellos sei die Ehre des Klägers durch den Vorwurf, er hätte aus Profitgier gehandelt, gekränkt. Kernbach habe ausgeführt, das Verhalten Dr. Himmelsbachs sei nicht ehrenhaft und es läge eine verzweifelte Nehmlichkeit mit der Handlungsweise der Worten und Genossen vor. Darin liege der Vorwurf moralischen und juristischen Landesverrats. Der angezeigte Wahrheitsbeweis habe in dieser Beziehung nichts Befastendes gegen Himmelsbach ergeben. Die Gutachten der Sachverständigen wüßten zudem in vielen Punkten voneinander ab. Immerhin sei der Abschluß der Verträge durchaus zu beanstanden. Es habe sich um Fällung von Säuren gehandelt, die den Staatsforsten gehörten. Hier durfte Himmelsbach auf keinen Fall auf eigene Faust handeln, ohne sich die Zustimmung der Regierung zu verschaffen oder nachträglich einzuholen. Sein Vorgehen bedeute also eine erhebliche Verletzung staatlichen Eigentums. Wären Geheimverträge geschlossen worden, in denen sich die Vertragsparteienden verpflichteten, den deutschen Regierungen darüber gar nichts mitzuteilen, läge allerdings glatter Landesverrat vor. Das sei obgleich nicht erwiesen.

Die Firma Gebel, Himmelsbach u. G. teilt mit, daß sie beabsichtigt, gegen das Urteil Berufung einzulegen.

Volkswirtschaftliches.

Berliner Börse vom 14. Februar. Tendenz freundlicher. Der Umschwung, der auch schon gestern zu bemerken war, setzte sich an der heutigen Börse fort und das Börsenbild war heute wesentlich freundlicher als seit Wochen. Die Spekulation ist geneigt, den kommenden Ultimo weniger pessimistisch anzusehen als bisher, und die Schätzungen der der Ultimo Februar laufenden Engagements sind ganz bedeutend zurückgegangen. Die in Aussicht stehende Ermäßigung des Börsenstempels auf die Hälfte hat auch dem großen Publikum wieder etwas mehr Interesse für die Börse gewekt. Im Vordergrund stehen wiederum Montanwerte. Daneben liegt der Salzmarkt auch weiterhin lebhaft. Im Abriegen konzentrierte sich das Interesse auf dieselben Spezialpapiere, die schon im Vorbergrunde standen, wie vor allem Reichsbankanteile, da man wieder von einem Veräußerungsrecht, was aber kaum den Tatsachen entsprechen dürfte. Der Markt der heimischen Renten, der vorbergründlich ganz verdrängt lag, wurde durch die allgemein feste Haltung günstig beeinflusst.

Geschäftliches.

Soen Bedin, der bekannte Tibetforscher, erzählt, daß die Bewohner Tibets als Lieblingsgetränk heißen Tee mit Butter vermischt genießen. Je ranziger diese Butter ist, desto besser nimmst der Tee dem echten Tibetener. Ein europäischer Gaumen könnte sich an diese sonderbare Mischung und vor allem an den Geschmack der nach unserem Begriff verborderten Butter nicht gewöhnen. Wir wollen die Butter stets möglichst frisch haben, da sie dann das für unsere Gesundheit schädliche Aroma hat. Dieses Aroma besteht auch die Fettsäuremargarine „Schwanz im Mandel“, die wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften und ihrer Billigkeit in keinem Haushalte fehlen sollte.

Des Vaters Sünde.

Roman von Anni Latt-Felsberg. (Nachdruck verboten.)

Eben wollte sie energisch protestieren, als der Wagen vor dem Hotel hielt und eilige Hände den Wagenanschlag aufrißen.

Baron Selten schien im besten Andenken der Hotelbediensteten zu leben. Devote Verbeugungen mit freudigem Ausstrahlen der Blide wurden ihm zum Empfang. Auch sein Name war noch nicht vergessen.

„Auf Wiedersehen beim Souper!“

Mit diesen Worten trennten sich die Damen von ihm, und jeder zog sich in sein Zimmer zurück.

„Also in Wiesbaden!“ lachte Frau Elisabeth. „Wie komisch, daß es doch oft so ganz anders kommt, als man es sich denkt. Der gute Justizrat Werner plüdierte stets für Berlin, Kolonie Grunewald. Ich war auch schon fest entschlossen und trug Berlin schon ganz ähnlich in Gedanken als zukünftige Heimat und schaute mich schon ordentlich danach an.“

„Nun kommt Baron Selten, berechtigt Ihnen mein liebes Berlin, das man wirklich erst schätzen lernt, wenn man, so wie wir, zwei ganze Jahre in der Welt umherläuft und aus dem Kaiser lebt.“

„Ach, Schläterchen, schön war es doch, die Welt zu sehen und alle die Menschen kennen zu lernen. Immer ein jeder anders als der andere und überall andere Sitten und Gebräuche. Interessant war es, wenn auch manchmal ein wenig strapaziert. Und, Schläterchen, wenn ich mich wieder verheirate, mache ich eine Hochzeitsreise um die Erde. Sehen Sie, das ist apart, das kann nicht jeder. Italien gilt schon gar nicht mehr für toll, das Tenne ich auch zu gut, mein zukünftiger Gatte wohl auch schon. Ich etwas Neues — Neues!“

Mit blühenden Augen, in denen es sprühte voll Lebenslust und Lebenskraft, die schlanken, weißen Hände begehrend ausgestreckt, so als müsse sie mit ihnen eine ganze Welt umfassen, sprach die schöne Witwe, und ihr keines Gesicht glühte in lobendiger Begeisterung.

„Aberm sie ihr hübsches, graues Kleidestück mit einem Tuchkleid vertauschte, dessen Seidenbunde sich so artig um ihre mädchenhaft schlante Taille schmiegte, blaubarte sie mit reizendem Bedachtigkeit, die ihr augen-

ordentlich gut stand. Sie erschien länger, als sie wirklich war. Sie hatte ihren Gatten, der dreißig Jahre älter war als sie selbst, aus Religion geheiratet. Eine Neigung, wie sie oft ganz junge Mädchen zu geistreichen älteren Männern empfinden, die trotz ihrer Aufrichtigkeit doch nicht die rechte Liebe ist, wie sie zu einer Ehe gehört.“

Obgleich Frau Elisabeths Trauer ausrichtig, bestig und tief war, so hatte sich ihr natürlicher Hochmut doch nach dem Ableben der hübschen Witwe wieder eingestellt, und sie genoß das Leben einer reichen, jungen, schönen Witwe, indem sie in Begleitung einer älteren Dame, Fräulein Dora Schläters auf Reisen ging, um die Herrlichkeiten der Natur, die sie über alles liebte, zu genießen.

Justizrat Werner in Berlin hatte stets, schon zu Lebzeiten ihres Gatten, die Vermögensverwaltung geführt, da er mit dem Verstorbenen eng befreundet war.

Der verstorbene Justizrat war es auch, der zuerst den Gedanken an eine zweite Heirat in ihr anregte, die nach seinem Auspruch vollkommen den Wünschen ihres toten Gatten entsprach, der seine Witwe unter der Schutz dieses Ehrenmannes stellte, wie er ausdrücklich in seinem Testament betont hatte, denn sie war noch nicht einmal volljährig, als ihr Gatte starb, dem sie nur zwei Jahre angehöret hatte. Sie stand dem Welt und ihren Anforderungen gegenüber da, wie ein unerfahrenes Kind. Sie ehte und lebte den Justizrat Werner, der ihr Beschützer, Berater und väterlicher Freund war. Besonders tief war sie ergriffen von dem plötzlichen Todesfall, da sie kurz vorher mit Justizrat Werner in Salzburg zusammen getroffen war und einige Stunden mit ihm verlebt hatte, die ihr in der Erinnerung haften wie etwas, das man nie mehr vergißt.

Er hatte so viel Bedenkens zu ihr gesprochen, beinahe so, als ohne er sein früheres, baldiges Ende.

Sie waren beide allein zusammen nach der Festung Straußberg und hatten sich ergötzt an dem köstlichen Genüssen, das Salzburg als eine der schönsten Städte der Welt bietet.

In Frau Elisabeths Erinnerung haften dies Bild. Es war ihr bis, als wäre sie noch die Stimme des Justizrats in ihrem Ohr tönen. Diese Stimme war mürbe, krank, wie gebrochen, wie sie aus einem Herzen klingt,

das ein geheimer Kummer drückt. Er hatte von seiner Tochter Margarete Louise erzählt und hatte ihr das Bild der jungen Braut gezeigt, wie sie sich in Glückseligkeit an den geliebten Mann schmiegt. Auch das Bild seines Sohnes Herbert hatte er ihr gezeigt und ihn mit bewegter Stimme zärtlich gepriesen.

„Er vertritt jetzt meine Stelle, auch in Ihrer Anwesenheit, meine liebe, gnädige Frau.“

Mit dem Bilde des Sohnes in der Hand, hatte Frau Elisabeth dem Vater gelauscht, der in stolzer Freude von seinem einzigen Sohne sprach, und hatte so einen Einbruch gewonnen, der lange haletete und ihr Herz bewegte, weil ein merkwürdiger Insterton der Angst die Sprache des Justizrats durchzitterte.

„Er ahnte es, er ahnte sein nahes Ende,“ sprach tief erschüttert die junge Witwe, als so bald darauf die Todesnachricht eintraf.

In Gedanken sah sie das Bild des Sohnes, den der Vater mit zitternder Stimme rief.

„Ein lieber, werter Mensch, tüchtig, bescheiden, treu und gütig. Seine Frau wird ein großes Glück an seiner Seite finden, denn er ist zuverlässig, er hat mich noch nie enttäuscht. Er ist ein guter Sohn und wird auch ein guter Gatte sein.“ Dann hatte er beim Abschied gesagt: „Bleiben Sie nicht allein, meine liebe, gnädige Frau. So jung, so unerfahren wie Sie sind, bedürfen Sie eines männlichen Schutzes, und der beste Schutz ist die Ehe mit einem Manne, den Sie lieben, der Sie liebt und dem Sie vertrauen.“

Diese Worte waren auf fruchtbaren Boden gefallen wie Samenkörner, die aufgehen, in Saat schießen und wachsen, wachsen bis zur Reife.

Auf ihren Reisen hatte mancher Mann sich ihr zu nähern gesucht. Jung, schön, wohlhabend wie sie war, erschien sie vielen außerordentlich begehrenswert.

Auch Judringliche traten in ihren Weg. Abgewiesene konnten ihren Born in Unerschämtheiten Luft machen.

„Wie eine Reute Tomme ich mir vor, auf die ein Schwarm Haubritter lauert. Werner hatte recht, heiraten — den rechten Mann heiraten, ist die einzige richtige Lösung dieses Konflikts. Schläterchen, Ihr Schutz ist nicht genügend, es bedarf wirklich eines Mannes.“ (Fortsetzung folgt.)